



Christof Spitz, Carola Roloff und Oliver Petersen (von li. nach re.) heute beim Interview und (Bild re.) bei einer gemeinsamen Rezitation in den 80er Jahren.

„An den Buddhismus im Westen werden viele Erwartungen gestellt.“ – Eine Bilanz nach 30 Jahren Arbeit für das Tibetische Zentrum

Oliver Petersen, Carola Roloff und Christof Spitz feiern im April 2010 ihr 30-jähriges Jubiläum im Tibetischen Zentrum. Sie sprechen im Interview über ihre Erfolge, verpasste Chancen und Wünsche und diskutieren über den Buddhismus im Westen.

Interview mit Carola Roloff, Oliver Petersen, und Christof Spitz
von Christine Rackuff und Birgit Stratmann

Frage: Ihr habt das Tibetische Zentrum maßgeblich mit aufgebaut. Wenn wir heute auf diese 30 Jahre zurückblicken, wo sind die Erfolge Eurer Arbeit? Was habt Ihr erreicht?

Christof: Wir haben daran mitgewirkt, den tibetischen Buddhismus interessierten Menschen hier zugänglich zu machen. Dazu waren viele Rahmenbedingungen nötig: theoretische Grundlagen, etwa die Übersetzung der Lehren aus dem Tibetischen, aber auch ganz praktische wie die Schaffung von materiellen Bedingungen, damit überhaupt ein Geshe sowie Schülerinnen und Schüler hier leben konnten.

Oliver: Unsere Stärke ist, dass wir eine seriöse Arbeit machen, die sich mehr an langfristigen Zielen wie der Überlieferung des Buddhismus im Westen orientiert als an kurzfristigen Effekten. Dieser Erfolg war möglich, weil sich über lange Zeit eine relativ stabile Gemeinschaft entwickelt hat. Es war ein Glücksfall, dass Geshe Thubten Ngawang und wir so lange hier gelebt haben.

Ich hätte damals nie gedacht, dass der Buddhismus einmal so stark in die Gesellschaft hineinwirken würde. Dass mittlerweile der Dalai Lama auch im Westen eine solche Bedeutung hat und der Buddhismus auf Naturwissenschaften, Psychotherapie und Pädagogik ausstrahlt, hätte ich vor 30 Jahren nicht erwartet.

Carola: Ich sehe an erster Stelle das Meditationshaus und das Studienzentrum, diese beiden Pfeiler, als große Errungenschaften an, denn sie ermöglichen eine umfassende buddhistische Schulung.

Gut war, dass wir von Anfang an in Kontakt mit der Gesellschaft geblieben sind. Die Gründungsmitglieder, insbesondere Peter Turner und Christiane Meyer-Rogge-Turner, haben den Verein weitsichtig als Tibetisches Zentrum angelegt und den Begriff „buddhistisch“ vermieden. Es war in der Zeit der Hare-Krishna-, Osho-Bhagwan-Bewegungen, und es gab eine große Skepsis gegenüber „Sekten“. Das Tibetische Zentrum entwickelte sich erst später zu einer anerkannten buddhistischen



Institution. Auch die Flüchtlingshilfe hat zu einer gewissen Bodenständigkeit beigetragen. Im direkten Kontakt haben wir gesehen, dass Tibeter ganz normale Menschen sind wie du und ich.

Frage: Gibt es Dinge, die auf der Strecke geblieben sind bei Euch selbst oder für das Zentrum?

Christof: Mit welchen Maßstäben messe ich Erfolg oder Misserfolg meines Lebens? Das ist nicht so einfach zu beantworten. Ich bin nach Hamburg gekommen, um an der Universität zu studieren. Dort habe ich auch einiges

Wir haben viel Energie und Kraft in das Tibetische Zentrum gesteckt, um Menschen mit dem Dharma in Kontakt zu bringen. Ich empfinde es oft als Druck, morgens aufzustehen und zu wissen: Am Abend ist eine Veranstaltung, ich muss topfit sein. Manchmal habe ich das Bedürfnis, den Tag in Ruhe fließen zu lassen, zu meditieren, einfach zu sein.

Carola: Ich habe mich manchmal gefragt, ob meine Entscheidung richtig war, nicht mehr Kraft in den Aufbau einer Ordensgemeinschaft zu stecken. Es ist nicht damit



Geshe Thubten Ngawang mit seinen westlichen Ordinierten, einige Zeit nach dem Einzug 1983 im Garten in Hamburg-Rahlstedt.



Schriftliche Tibetisch-Prüfungen im heutigen Seminarraum des Tibetischen Zentrums Mitte der 80er Jahre.

gelernt, aber nie einen Abschluss gemacht. Das könnte ich als mein persönliches Scheitern betrachten. Doch andererseits habe ich meine Prioritäten anders gesetzt. Ich wollte mit den tibetischen Lehrern studieren, und es lag mir am Herzen, das Tibetische Zentrum aufzubauen.

Frage: Vielleicht haben gerade andere davon profitiert, dass Ihr Eure eigenen Wünsche zurückgestellt habt.

Christof: Das mag so sein. Unser Zusammenhalt hat es möglich gemacht, dass wir das Systematische Studium entwickeln und all die verschiedenen Aktivitäten realisieren konnten. Für mich ist das Tibetische Zentrum immer noch ein Prozess, der sich ständig weiter entwickelt. Eine der ungelösten Fragen betrifft die Ausbildung westlicher Buddhismus-Lehrerinnen und -Lehrer. Ein Geshe absolviert sein Studium über zwanzig Jahre in einem Kloster. Wie erwerben wir Wissen, um dann den Buddhismus zu lehren? Hier Antworten zu finden, halte ich für lebenswichtig für das Tibetische Zentrum wie auch für den Buddhismus im Westen insgesamt.

Oliver: Je länger ich hier arbeite und den Buddhismus praktiziere, um so häufiger frage ich mich: Habe ich das innerlich so realisiert, wie ich es nach außen trage? Ich persönlich wünsche mir, dass wir noch mehr nach innen gehen. Und wenn ich etwas vermisst habe, dann längere Perioden der Stille und Sammlung.

getan, irgendwo in einem Haus zusammen zu wohnen. Man muss an der Gemeinschaft arbeiten, und das braucht Zeit. Wir haben unsere Zeit dem Aufbau des Zentrums gewidmet. Ich hatte immer geglaubt, dass am Ende auch ein Kloster dabei herauskäme. Das ist halt nicht geschehen, und es macht mich etwas wehmütig.

Ein weiteres Manko sehe ich darin, dass wir manchmal zu sehr in Richtung Dienstleistungsbetrieb gegangen sind. Wichtig war nicht in erster Linie, dass alle sich engagieren, sondern der Verein erhob Gebühren und die Teilnehmer hatten einen Anspruch auf „Leistungen“. Ich kann kein anderes Konzept aus dem Ärmel schütteln, aber ideal ist das sicher nicht. Ich fürchte auch, dass durch die vielen Aktivitäten zu viel Zeit in die Arbeit fließt und für das Miteinander nicht genug Zeit bleibt.

Frage: Ist das wirklich ein Zeitproblem oder eher ein Problem unserer westlichen Welt? Wir leben in einer Kultur des Individualismus, jeder will frei sein und selbstbestimmt.

Oliver: Das Problem besteht überall, in den Kirchen und Sportvereinen ist die Gemeinschaftsbildung genauso schwer. Umso größer ist dann das Bedürfnis der Menschen, die hierher kommen, in eine Gemeinschaft aufgenommen zu werden.

Christof: An dieser Diskussion sieht man, dass mit der



Entwicklung des Buddhismus hierzulande viele Fragen und unterschiedliche Erwartungen verbunden sind. Einige Menschen wollen tiefere spirituelle Erfahrungen machen, einzelne sogar als Mönche und Nonnen oder als Yogianwärter. Andere möchten den Buddhismus positiv in das gesellschaftliche Leben einbringen. Wieder andere wollen den Dharma in Familie und Alltag integrieren.

Geshe Thubten hatte das Ziel, erst einmal eine stabile Grundlage zu schaffen, um den Buddhismus hier zu verankern. Wenn das von Menschen gemacht wird, die keine Ahnung vom Buddhismus haben, dann kann das alle möglichen Blüten treiben. Die wesentliche Aufgabe heute, nach 30 Jahren Grundlagenarbeit, ist, wie wir alles mit unserem Leben im Westen verbinden und weiterentwickeln können.

Wie sie ins Tibetische Zentrum kamen



„1979 hatte ich den Dalai Lama im Fernsehen gesehen.“

„Im Herbst 1979 bin ich nach Hamburg gekommen, um Tibetologie zu studieren. Ich hatte einen Fernsehbericht über Tibet gesehen. Darin sagte der Dalai Lama, unsere Feinde seien unsere besten Freunde, weil nur sie uns Geduld lehren könnten. Das hat mich sehr berührt. Auch hatte ich Begegnungen mit tibetischen Lehrern wie Tenga Rinpoche und Geshe Rabten. Mich beeindruckte die Kombination aus Spiritualität, Rationalität und Methodik. Dabei entstand der Wunsch, Tibetisch zu lernen.“

Ich kam 1979 ins Tibetische Zentrum, als für den gerade verstorbenen tibetischen Lehrer und Professor für Tibetologie, Geshe Gendün Lodrö, eine Puja veranstaltet wurde. Danach habe ich angefangen, mit Geshe Thubten Ngawang zu studieren und bei ihm Tibetisch und Philosophie zu lernen.“

Christof Spitz

Gibt es einen westlichen Buddhismus?

Frage: Da drängt sich natürlich die Frage auf, welche Form der westliche Buddhismus annehmen kann? Welche typischen Ausprägungen zeigt er?

Carola: Gibt es überhaupt einen ‚westlichen Buddhismus‘? Gibt es einen ‚tibetischen Buddhismus‘?

Frage: Der Dalai Lama sagt, der Buddhismus ändere seine Form, je nachdem in welche Kultur er kommt. In Tibet hat er eine andere Form als in Burma oder im Westen.

Carola: Es ist ein Unterschied, ob man von mehreren Buddhismen spricht oder sagt, es handelt sich um eine einzige Tradition, die je nach Kultur verschiedene Ausprägungen hat. Vor kurzem kam ein koreanisches Fernsichteam nach Hamburg, das in Europa unterwegs war und eine Reportage über „europäischen Buddhismus“ drehte.

Oliver: Wir sollten generell von ‚Buddhismus im Westen‘ sprechen und nicht von ‚westlichem Buddhismus‘.

Christof: Ja, ich würde auch nur vom Buddhismus im Westen sprechen. Es gibt ja nur zwei Möglichkeiten. Entweder es gibt keinen Buddhismus im Westen, und wir waren nur eine nette Episode von 40 oder 50 Jahren in seiner 2500-jährigen Geschichte, oder der Buddhismus wird hier im Westen bestehen bleiben. Und dann wird er irgendeine Form annehmen, ob ich das nun will oder nicht. Die spannende Frage ist: Will ich diese Entwicklung in eine bestimmte Richtung hin aktiv fördern, oder will ich abwarten und schauen, was sich entwickelt und mich dann fragen, ob mir das gefällt? Das Zentrum hat im Rahmen seiner Möglichkeiten versucht mitzugestalten, aber viele Fragen sind noch lange nicht beantwortet.

Der Buddhismus ist in der Geschichte immer in Klöstern gelehrt, gelernt und praktiziert worden. Können wir das hier im Westen in der gleichen Form übernehmen? Wollen wir das überhaupt? Oder müssen wir nach anderen Lebensformen suchen, wenn das Erreichte auch in die Zukunft weiterwirken soll?

Eine weitere wichtige Frage betrifft die Zusammenarbeit mit der Universität. Wir könnten uns hier weitgehend auf uns selbst zurückziehen, im Tibetischen Buddhismus gibt es genügend Methoden der Geistesschulung. Inwieweit wollen wir aber unsere Praxis und die Vermittlung des Dharma auf eine Grundlage stellen, die in den akademischen Bereich hineinreicht? Wollen wir das vom Tibetischen Zentrum aus aktiv betreiben?

Auch die Frage nach dem sozialen Engagement stellt sich für uns. Der Dalai Lama hat uns anlässlich des 30-jährigen Bestehens des Zentrums 2007 geraten, dass wir versuchen sollten, mehr sozial zu wirken. Das ist eine gewaltige Aufgabe für Buddhisten, die im Westen nur minimal geleistet wird.

Carola: Wir stellen die ganze Zeit schon Weichen! Wir setzen jeden Tag mit Körper, Sprache und Geist Ursachen für zukünftige Wirkungen, egal wie bewusst oder unbewusst das in Bezug auf die Etablierung des Buddhismus im Westen ablaufen mag.

Wer kümmert sich um die Klosterfrage? Wer darum, ob man den tibetischen Kanon Kangyur [die Worte des



Buddha] und Tengyur [die Kommentare indischer Meister] ins Deutsche übersetzt? Wer wählt die Texte aus, die wir auf jeden Fall ins Deutsche übertragen sollten? Den Pālikanon zum Beispiel gibt es auf Deutsch, aber nicht auf Tibetisch. Dass wir diese Schriften haben, prägt unseren Buddhismus hier im Westen, auch der tibetische

Wie sie ins Tibetische Zentrum kamen



„Als Jugendliche fragte ich mich, wie Leiden entsteht“

„Schon lange hatte ich mich gefragt, wie Leiden entsteht. Als Jugendliche war ich eine engagierte Christin, fand darauf aber keine Antwort. Durch ein buddhistisches Buch stieß ich auf die Lehre von Karma, dass Leiden auch aus früheren Existenzen herrühren kann. Das war für mich die Entscheidung: Ich wollte Buddhistin werden! Ein Freund hat mich dann mit ins Tibetische Zentrum genommen, damals noch in Hamburg-Blankenese. Dort bin ich Geshe Thubten Ngawang begegnet und habe am 8. Juni 1980 Zuflucht genommen.“

Carola Roloff

Buddhismus verändert sich dadurch. Inwieweit wollen wir als namhafte Buddhismus-Institution zum Erhalt des Buddhismus beitragen?

Oliver: Beim Thema Buddhismus im Westen denke ich an die viel größere Rolle der Frauen. Auch die Rolle der Laien ist eine andere, hier gibt es westliche Lehrerinnen und Lehrer, die keine Mönche oder Nonnen sind und Seite an Seite mit asiatischen Lehrern leben.

Wir müssen aber auch über die Gefahren sprechen. Eine Gefahr ist, dass der Buddhismus zu einer Art Wellness wird. Der Dharma als Erlösungsreligion ist in Gefahr. Dass überall Buddha-Statuen verwendet werden – in Kneipen und zur Dekoration in Schaufenstern – leistet dieser Entwicklung Vorschub. Es ist einfach, hier im Westen allgemein über Meditation und Achtsamkeit zu reden, auch mit Karma und Wiedergeburt können manche etwas anfangen. Aber wenn man Nirvāṇa und die Befreiung vom Leiden anspricht, womit ja unser gesamtes weltliches Leben in Frage gestellt wird, dann kann das große Befremdung auslösen.

Positiv finde ich, dass wir nicht in einer einzigen Tradition aufwachsen, sondern dass wir einen kulturellen Hintergrund von auch relativierenden Vorstellungen haben. Der Buddhismus ist nichts Fertiges, Unveränderliches, sondern entwickelt sich weiter. Das ist eine Chance, den Buddhismus im Zusammenhang mit all diesen anderen, auch konkurrierenden Weltbildern zu sehen.

Carola: Das geschieht überall. In Ländern wie Korea, Taiwan und Thailand kommen Bücher vom Dalai Lama oder von Tenzin Palmo auf den Markt. Das heißt, der Buddhismus verändert sich auch global. Ein Beispiel dafür ist die Frauenfrage. Wir im Westen sollten uns positionieren und diesen chauvinistischen Umgang mit Frauen ablehnen, wie er damals im Frühbuddhismus vor dem sozialen Hintergrund in Indien vielleicht nachvollziehbar war. Diskriminierung passt nicht in unsere Gesellschaft. Die westlichen Errungenschaften könnten in buddhistische Traditionen einfließen.

Frage: Welches Bild habt Ihr vom Buddhismus im Westen? Wären die Inhalte die gleichen, die wir im tibetischen Buddhismus lernen? Gäbe es andere Formen?

Oliver: Die Organisationen, die den Buddhismus weitertragen, müssen nach westlichen Maßstäben organisiert werden. Westliche Zentren kann man nicht führen wie Klöster. Dabei wird es nach wie vor eine enge Beziehung zwischen Lehrer und Schüler geben müssen, wenn man sich geistig entwickeln möchte. Aber die Beziehung muss mehr in Richtung Freundschaft gehen, nicht so sehr äußerlich praktizierte Hierarchie sein, die fast schon mit Machtstrukturen einhergeht.

Christof: Der Dalai Lama sagt immer wieder, das der ‚Buddhismus‘ viele Facetten hat: als Wissenschaft des Geistes, Religion oder Philosophie. Auf den *Mind & Life*-Konferenzen, wo Wissenschaftler und Buddhisten sich austauschen, wird nicht über Wiedergeburt, Karma oder Nirvāṇa gesprochen. Hier geht es um die Erforschung des Bewusstseins, und der Buddhismus dient als Gesprächspartner für die Wissenschaften. Wünschenswert wäre in Zukunft auch ein Austausch mit westlichen Philosophen.

Darüber hinaus ist klar, dass der Buddhismus, wenn er in seiner Spiritualität erhalten werden soll, als Religion praktiziert werden muss. Dafür muss es Menschen geben, die vielleicht in einer Gemeinschaft gemeinsam studieren und praktizieren, Klausuren und tiefere Erfahrungen machen.

Dann gibt es praktische Fragen, die sich aus der buddhistischen Sichtweise ergeben: Wie wende ich sie an, was bedeutet sie für meine Lebensführung, wie integriere ich sie in ein Leben mit Kindern oder in der Partnerschaft, wie bringe ich sie in die Gesellschaft ein? Ich denke, wir sollten uns als Institution bemühen, die verschiedenen Bereiche abzudecken.

Frage: Was kann speziell das Tibetische Zentrum dazu beitragen, diese Fülle von Aufgaben zu erfüllen?

Christof: Geshe Thubten sagte, dass es für eine einzige Person schwer sei, all die verschiedenen Bereiche abzudecken. Deshalb hat er vorgeschlagen, dass es im Tibetischen Zentrum verschiedene Aufgabenbereiche



geben soll – Studium, Meditationspraxis, Orden, Dialoge usw. Jeder engagiert sich seinen Neigungen entsprechend. Aus diesem Grund machen wir Angebote für die verschiedenen Bedürfnisse: Wir bauen Klausurhäuser, modernisieren das Studium, machen Angebote für Menschen, die Lebenshilfe suchen, und für andere, die sich auf einer akademischen Basis austauschen wollen. In diesem Jahr zum Beispiel haben wir Philosophie-Professor Jay Garfield eingeladen. Das ist für mich eine wichtige Weiterentwicklung.

Carola: Ich meine, dass es auch im Westen die vier Gemeinschaften von Nachfolgern des Buddha geben sollte – die vollordinierten Mönche und Nonnen sowie die männlichen und weiblichen Laien – auch wenn im Westen wenige den zölibatären Weg gehen werden. Das theoretische Fundament für die Gleichstellung der Geschlechter ist gegeben. Wir dürfen uns nicht so sehr von kulturellen Prägungen beeinflussen lassen, wir müssen wieder zurück zu den Quellen gehen.

Oliver: Das größte Gut, das wir als Buddhisten dieser Gesellschaft mitgeben können, ist die Meditations-schulung. Da müssen wir vielleicht unsere Ansprüche etwas zurückschrauben, es geht eben nicht immer gleich um buddhistische Erlösungslehre. Die Menschen im Westen brauchen Methoden, wie sie den Geist führen und mehr inneres Glück verwirklichen können. Darüber hinaus versuchen wir auf all den anderen Ebenen, das Traditionelle zu erhalten.

Frage: Was möchten Ihr für Euch persönlich in den nächsten zehn bis zwanzig Jahren erreichen?

Carola: Ich würde gern meine Nachforschungen zur Nonnenordination zu Ende bringen, um ein theoretisches Fundament für zukünftige Generationen zu legen, wie eine Nonnenordination möglich ist. Dann würde ich gern mehr Zeit der Meditation widmen. Ich möchte auch konkret einen Beitrag zu der Frage leisten, wie wir den Buddhismus im Westen unseren Bedürfnissen entsprechend am besten vermitteln können, ohne die Tiefe der Lehre zu verlieren.

Christof: Mein Ziel war es von Anfang an, buddhistische Inhalte für mich zu begreifen, damit ich mein eigenes Leben und die existenziellen Fragen besser verstehe. Ich möchte mehr Selbsterfahrungen machen und Selbsterkenntnisse erlangen. Dafür brauche ich mehr Zeit für die Meditation.

Eine Tradition zu bewahren, heißt für mich, die Einsichten, die der Buddha und die großen Meister hatten, nachvollziehbar zu machen. Ich habe versucht, einen großen Teil daran mitzuwirken, etwa durch meine Übersetzungstätigkeit. Aber nach 30 Jahren ermüdet mich das Übersetzen ein bisschen. Leider ist das Nachwuchsproblem noch nicht gelöst, und die vielen organisatorischen Aufgaben zehren an den Kräften. Ich wünsche mir, dass wir Leute finden, die das Zentrum in Zukunft mittragen, so dass es etwas mehr Freiraum für uns alle gibt.

Oliver: Ich liebe meinen Beruf. Wenn ich die Kraft habe, weiter den Dharma zu vermitteln und Meditationskurse zu geben, dann würde mich das befriedigen. Ich erwarte

keine vollendete Harmonie unter allen Beteiligten oder dass wir alles richtig machen. Wenn wir weiter so viel leisten können wie in den letzten mehr als 30 Jahren, dann bin ich zufrieden.

Für mich persönlich erhoffe ich, mehr von Organisatorischem befreit zu werden. Wir haben immer so viel im

Wie sie ins Tibetische Zentrum kamen



„Ich empfand eine tiefe Freude, als ich die erste Unterweisung hörte.“

„Ich bin nicht sehr religiös erzogen worden. Erst als ich erwachsen wurde, regten sich diese Bedürfnisse. Da ich mit einem persönlichen Gott nicht viel anfangen konnte, ging die Suche dann in Richtung Buddhismus, wo kritische Überprüfung möglich war. Hinzu kamen Begegnungen mit Persönlichkeiten wie Geshe Thubten Ngawang. Er war für mich sehr überzeugend.

Das stärkste Erlebnis war eine tiefe innere Freude, als ich einfach mal ins Tibetische Zentrum in der Caprivistraße reingeschneit bin und Unterweisungen hörte. Zwar habe ich nicht gleich alles verstanden. Doch auf dem Heimweg fühlte ich eine starke Inspiration und Freude. Wie auf Engelsschwingen schwebte ich nach Hause.“

Oliver Petersen

Kopf, was auch damit zusammenhängt, dass so viele Projekte parallel laufen. Ich würde ganz gerne einmal eine Auszeit nehmen, aber das ist kaum möglich. Jede Woche, jedes Wochenende bringt neue Kurse, neue Herausforderungen, neue Texte, neue Vorträge. Das kann manchmal auch ein Gift sein für eine Vertiefung der Meditation, wenn man nicht gerade im tibetischen Umland lebt, wo rundherum völlige Stille herrscht. ▀

Lesen Sie die Langfassung dieses Interviews auf www.tibet.de/zeitschrift